

---

Das Regime, das wir beschrieben haben, ist noch nicht sehr alt. Wenn man sich die Zeit der bekannten Kulturen — von den Höhlenmalereien von Lascaux bis zu den Weltraumraketen — als einen Tag vorstellt, so erscheint der Föderalismus erst in den letzten fünf Minuten.

Ich habe meine Beschreibung auf einige Augenblicke lokaler Geschichte beschränkt und auf einen kleinen Punkt in der Mitte der europäischen Halbinsel, der kaum vier Prozent Erdoberfläche einnimmt. Die Flugzeuge von morgen werden die Schweiz in so kurzer Zeit überfliegen, daß die Passagiere es gar nicht bemerken werden. Ist mein Studienobjekt, dieser kleine politische Körper, in dieser Welt schneller demographischer, technischer und kultureller Wandlungen nicht dazu bestimmt, schnell vergessen zu werden? Zu dieser Annahme könnte uns eine Denkweise verleiten, welche die der Grundbesitzer und Anhänger von Nationalstaaten ist. Nun haben wir aber gesehen, daß die Schweiz nicht so sehr ein Gebiet als vielmehr eine Funktion darstellt. Ihre Wichtigkeit ist nicht die einer Domäne, sondern die einer Struktur von Beziehungen. Sie kann nicht in Quadratkilometern, in Tonnen von Getreide und Erz oder in Divisionen gemessen werden.

Die Existenz der Schweiz hängt von der Wirksamkeit und der Funktionsfähigkeit einer Organisation, einer Methode zur Gliede-

rung der verschiedensten menschlichen Gruppen und ihrer mannigfaltigen Aktivität ab.

*Die Schweiz  
als Wahrerin einer politischen Formel*

Die Frage nach der Zukunft der Schweiz kann also auf die Frage nach der Zukunft des Föderalismus zurückgeführt werden. — Kann diese Staatsform, entwickelt von den Männern, die dieses Land gemacht haben, in der Welt von morgen und zuerst in einem vereinigten Europa angewendet werden? Das ist der Kardinalpunkt meines ganzen Buches.

Ich bin bis zu den Anfängen unserer Geschichte zurückgegangen und habe den ganzen Weg von den freien Gemeinden und den Reichszugehörigkeiten bis zum Wiedererstehen der einzelnen Gebiete in ihrer europäischen Zugehörigkeit am Ende des 15. Jahrhunderts verfolgt. Dabei habe ich die Periode der Nationalismen und der „schrecklichen Vereinfacher“ ausgelassen. Das Labyrinth der schweizerischen Geschichte war in Wirklichkeit eine Abkürzung! Und das scheint mir für dieses Land typisch: Durch Jahrhunderte glaubte man, sich an das Alte zu halten, man blieb bewußt hinter der Entwicklung der Nachbarn zurück, die nach dynastischen Perioden, Revolutionen, Eroberungen und „nationalen Unglücksfällen“ gemessen wird. Aber ohne es zu wissen, entwickelte und erfand man — und sah sich plötzlich weit an der Spitze, weil man den roten Faden der Wirklichkeit niemals verloren hatte.

Ich habe staatliche Einrichtungen beschrieben, die mir anachronistisch und zugleich für die Zukunft wertvoll erschienen; Einrichtungen, die zwar von unlogischen Überbleibseln behaftet waren, aber dennoch für eine zukünftige Gesellschaft wertvoll sein können. Schließlich habe ich die Funktion unserer schöpferischen Eliten und den Bürgersinn eines Volkes untersucht, das aus derart verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, daß es sich gerade dadurch von allen anderen Völkern unterscheidet. So scheint es mir auch ein Vorbild für jede Ordnung zu sein, die diesen Kontinent zusammenfügen wird, wenn dessen Staaten einmal nichts anderes mehr sein werden als Kantone, deren Grenzen kaum mehr wahrnehmbar sind.

Aber wird die Schweiz, dieses kleine Land im Herzen Europas,

diese Wahrerin einer entscheidenden Formel für die europäische Zukunft, ihr Geheimnis für sich behalten?

*Das Europa von morgen*

Betrachten wir in großen Zügen unsere in Wandlung begriffene Welt. Europa hat alles ausgelöst, und seine Rolle bleibt entscheidend. Hier ist der Begriff des Menschen — der im Orient unbekannt war oder gelehrt wurde — durch die Stoiker und die Kirchenväter geschaffen worden. Hier haben Vitoria, Suarez, Grotius, Vattel und Kant den Begriff des Völkerrechts geschaffen. Europa hat den Völkern die technischen Möglichkeiten für den Verkehr untereinander geschenkt. Wenn man von einer einigen Welt spricht, von der Menschheit, ob das nun für oder gegen den Westen gerichtet sei, spricht man eine europäische Sprache. Aber um weiterleben und seine weltweite Berufung erfüllen zu können, muß sich Europa vereinigen. Kein einziger seiner kleinen Staaten kann die Aufgabe Europas erfüllen, und selbst seine — im Sprachgebrauch von einst — größten Staaten sind im Vergleich zu den heutigen großen Reichen klein.

Die entscheidende Frage lautet also: Welche Form der Vereinigung werden die Europäer wählen? Drei Möglichkeiten werden vorgeschlagen und sind im Prinzip denkbar:

a) *Das Europa der Staaten* (fälschlich „der Vaterländer“, ein Ausdruck, den übrigens de Gaulle selbst berichtigt hat) würde aus einem System von politischen, militärischen und wirtschaftlichen Verträgen zwischen sogenannten souveränen Staaten bestehen. Es ist die Formel einer heiligen Allianz der Monarchien, die jetzt auf das Niveau von weltlichen Staaten übertragen würde.

Dieses Konzept ist nicht überholt, sondern lächerlich und hinkt sogar hinter der gegenwärtigen Entwicklung nach — denn die Sechs (EWG) sind schon bedeutend weiter —, und vor allem entspricht es überhaupt nicht den allgemein anerkannten Erfordernissen unseres Jahrhunderts. Es ist nur ein letzter Versuch, das Leben der sogenannten „souveränen Staaten“ über Gebühr zu verlängern, während diese Souveränität doch nur mehr in den öffentlichen Reden besteht. Dieses Mindesteuropa wäre höchstens eine taktische Übergangsform zu einer ernsteren Vereinigung. Man wird diese Lösung vielleicht am Anfang wählen müssen, aber warum mit ihr aufhören? Die Geschichte

wird uns nicht helfen. Europa hat den Nationalismus entwickelt, der heute die ganze Welt angesteckt hat, nun muß es den Antikörper gegen dieses Virus erzeugen, das es schon zweimal an den Rand des Abgrundes gebracht hat. Darüber hinaus erklären die Anhänger eines „Europas der Staaten“, daß sie die Eigenart der Völker bewahren wollen. Das kann aber nur durch eine föderalistische Vereinigung garantiert werden. Das Vorbild der Schweiz ist in dieser Beziehung eindeutig.

b) *Ein vereinigtes Europa* nach dem Vorbild des französischen Staates, das heißt kulturell gleichgeschaltet und verwaltungsmäßig streng zentralisiert (ein Volk, ein Reich, ein Führer). An Stelle der alten Parteien und der Berufspolitiker würden wichtige Wirtschaftskörper und Teams von Technikern treten. Gewiß sind die Einigungsversuche von Napoleon und Hitler gescheitert, und zu welchem Preis. Aber es ist nicht bewiesen, daß vom Kreml oder vom Weißen Haus dirigierte moderne Mittel nicht eine solche Vereinigung erzwingen könnten. Immerhin würde ein wirtschaftliches Gebilde, das mehrere Hundert Millionen der besten Arbeiter der Welt aufweisen könnte, eine materielle Macht bilden, die keiner der zwei „Großen“ wünschen kann, und in Europa wird sie von niemandem vorgeschlagen. Es ist klar, daß diese totalitäre Formel nicht einmal den seelenlosen Körper retten könnte, und wenn, dann nur für kurze Zeit. Indem sie alle unsere traditionellen Unterschiede zermalmen würde, müßte sie sehr bald zu einem Kraftverlust und zur Unordnung führen. Dadurch würde Europa seine einzigen Trümpfe aufgeben. Die ganze Welt würde darunter leiden und ärmer werden. Übrigens hat der Versuch Napoleons nur nationalistische Reaktionen provoziert und jener Hitlers Widerstandsbewegungen. Ein dritter Versuch müßte andere Gegenbewegungen auslösen, von totaler politischer Passivität bis zu anarchistischen Aufständen.

Und was jene auch in der Schweiz zahlreichen Kritiker betrifft, die erklären, daß der Gemeinsame Markt diese Art von Vereinigung zum Ziel hat, so wissen sie offenbar nicht, wie in dieser Gemeinschaft Entscheidungen getroffen werden. Es gleicht sehr dem ganzen Komplex, den ich im zweiten Teil dieses Buches beschrieben habe — mit dem Unterschied, daß die sechs Mitgliedstaaten nach wie vor Rechte beanspruchen, die unsere Kantone schon längst aufgegeben haben.

Ein solches unitarisches Europa erscheint mir nicht nur eine gefährliche, sondern auch eine hoffnungslose Utopie zu sein.

c) *Das föderalistisch geeinigte Europa* bleibt also die einzig mög-

liche Lösung. Die 19 westlichen Staaten (zu denen eines Tages sieben Oststaaten kommen) in einer politischen Union zu vereinigen, die stark genug wäre, die Selbständigkeit jedes einzelnen ihrer Mitglieder zu garantieren, ist ein Problem, das genau jenem entspricht, das die Schweiz mit ihren 25 souveränen Kantonen gelöst hat. Der Größenunterschied spielte höchstens noch in den Zeiten der Postkutsche eine Rolle, nicht aber in unserer Epoche der Flugzeuge. Vor 1848 mußte ein Volksvertreter aus Genf oder Graubünden mit zwei bis drei Tagen rechnen, um zum Ort der Tagsatzung zu gelangen. Heute kann ein Abgeordneter aus Stockholm oder aus Athen in wenigen Stunden in Straßburg oder Brüssel sein. Von diesem Standpunkt aus gesehen, ist Europa heute kleiner als die Schweiz von 1848, und die Unterschiede der Gebräuche, des Wohlstandes, der Sprache, der Religion oder der Regierungsformen sind zwischen den europäischen Staaten kaum größer als zwischen den schweizerischen Kantonen vor der Gründung des Bundes. Zumindest sind sie ihrer Natur nach nicht verschieden.

Ist man einmal darüber im klaren, daß die Anarchie der absoluten Souveränitäten nicht mehr länger dauern kann, daß aber die vorhandenen Unterschiede nicht einfach durch Regierungsdekrete aus der Welt geschafft werden können, dann wird man nicht mehr fruchtlos eine andere Lösung suchen, die bei der Einigung der europäischen Länder noch irgendwelche Erfolgchancen hätte, als die föderalistische. Das Beispiel der Schweiz bietet sich an.

Man wird sofort einwenden, daß keine Rede davon sein könne, dieses lächerliche kleine Modell auf die glorreichen und alten Staaten anzuwenden. Ich warte darauf, daß man mir einmal die Gründe dafür angibt, und zwar erwarte ich das von jemandem, der eine genaue Kenntnis dieses Modells besitzt, das man angeblich nicht verwenden kann. (Diejenigen, die Gründe des Prestiges anführen, haben meistens keine anderen.)

Aber lassen wir das einen Augenblick. Selbst wenn sich Europa vom Beispiel der Schweiz nicht inspirieren läßt, so hängt die Schweiz doch von Europa ab. Ob ihre Zukunft gesichert ist oder nicht, hängt von der Form des unumgänglichen europäischen Zusammenschlusses ab.

Ein Europa der Staaten würde die meisten unserer politischen und wirtschaftlichen Führer entzücken, aber es würde unsere Eigenart in weniger als einer Generation vernichten.

Ein vereinheitlichtes Europa bedeutet: *finis Helvetiae*, ohne Kommentar.

Ein föderalistisch geordnetes Europa, ein europäischer Staatenbund, ist für uns wie für Europa die einzig mögliche Lösung — aber wer schlägt sie vor?

*Die Schweizer vor dem Projekt  
eines europäischen Zusammenschlusses*

Die Schweiz ist aus Europa hervorgegangen und kennt sein Geheimnis. Sie wurde in der Zeit vom 14. bis zum 16. Jahrhundert im und vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gebildet, als ihr die ersten Freiheiten für die Bewachung des Gotthards verliehen wurden. Sie hat als einzige bis zum heutigen Tage das Prinzip des Westreiches aufrechterhalten: die Vereinigung ohne Gleichschaltung, die den Kern der föderalistischen Idee darstellt.

Inzwischen bildeten sich immer mehr Nationen, die sich als absolute Wesen bezeichnen und ihre Souveränität durch gloriose Massaker zu beweisen suchen, die in der Tat nach Anbruch des 19. Jahrhunderts die einzigen Höhepunkt ihrer Geschichte bilden. Schweizerische Stimmen verurteilen immer und immer wieder diese europäischen Ausbrüche kollektiven Wahnsinns.

Rousseau unterschrieb mit „Citoyen de Genève“ seine Betrachtungen über den Plan eines ewigen Friedens des Abbé von Saint-Pierre und dann seine „Betrachtungen über die polnische Regierung“. Dieses letztere Werk ist zwar weniger bekannt, aber auch für den heutigen Leser von beträchtlichem Interesse. Wie im „Contrat Social“ verteidigt er darin einen nach dem Modell der holländischen Generalstädte und der Eidgenossenschaft gebildeten Bund der europäischen Staaten.<sup>1</sup> Das vereinigte Europa, das er sich wünscht, würde weder durch einen Tyrannen noch durch eine Ideologie zusammengehalten. Es müßte ein „Europa der Städte“ sein, das aus kleinen Staaten besteht, „in denen sich alle Bürger kennen“, die untereinander durch das Band einer „gemeinsamen Verfassung und einer Unterordnung unter eine Republik“ verbunden wären. Was er vorschlägt, ist also ein föderalistisches Europa, und sein Modell ist nichts anderes als die Stadt Genf!

Ein wenig später schreibt der große Schaffhauser Historiker Johannes von Müller, ähnlich wie Rousseau, daß „alle europäischen Staaten

ihrem Ruin entgegenreiben“, wenn sie sich nicht vereinigten, und daß sie, wenn sie nicht auf ihre Trennung verzichteten, entweder von Rußland oder von Amerika beherrscht würden.

Madame de Staël ist schweizerisch in dem Maße, als sie die damaligen Probleme in einer europäischen Perspektive sieht, aber auch durch ihr Wirken in Coppet, wo sich die hervorragendsten Geister verschiedenster Nationalität trafen, und schließlich durch Bücher wie „Über Deutschland“, die trotz der Jakobiner und des Ersten Kaiserreiches den internationalen Austausch der Ideen wiederherstellten.

Benjamin Constant ist nicht nur der Autor des „L'Esprit de Conquête“, des klassischen Pamphlets gegen Hegemoniebestrebungen und nationalen Zentralismus, sondern er entwarf auch während der Hundert Tage das Projekt einer europäischen Föderation,<sup>2</sup> das — leider schon zu spät — von Napoleon unterzeichnet wurde. Der von ihm entworfene Föderalismus ist die Ordnung, die in der Schweiz schließlich triumphieren sollte: „Die Verschiedenheit ist die Organisation. Die Gleichheit ist nur ein Mechanismus. Die Verschiedenheit ist das Leben. Die Gleichheit ist der Tod.“

Die Heilige Allianz der Könige garantierte nun der unabhängigen Schweiz eindeutig die Neutralität, und während sich im übrigen Europa nach dem französischen Vorbild Einheitsstaaten bildeten, die sich nationalistischen und kolonialen Kriegen verschrieben, gelang es allein der Schweiz, ihre Kantone nach der kaiserlichen Maxime der Einheit in der Mannigfaltigkeit zu vereinigen.

Proudhon hat sich vielleicht an seinen Aufenthalt in Neuenburg erinnert, wo er einige Zeit Schriftsetzer war, als er sein großes Buch „Über das Prinzip des Bundesstaates“ schrieb. Ganz gewiß aber wurde einer seiner Zeitgenossen, J. C. Bluntschli, vom schweizerischen Beispiel inspiriert, als er 1879 sein „Projekt der Organisationen eines europäischen Staatenbundes“ entwarf. Als Mitverfasser des Zivilrechts seines Heimatkantons kannte Bluntschli den Mechanismus unseres politischen Lebens: er empfiehlt ihn auch zur Anwendung bei der Vereinigung der europäischen Staaten. Nach ihm „besitzt die schweizerische Nation in höchstem Grad einen internationalen Charakter“ und eine solche pluralistische Union könnte allein den Frieden Europas sichern. „Wenn sich dieses Ideal der Zukunft eines Tages verwirklichen ließe, müßte sich auch die Schweiz diesem großen Europa einfügen. So hätte sie nicht umsonst und auch nicht ohne Ruhm gelebt.“<sup>3</sup> Dieses von den heutigen europäischen Föderalisten vernachlässigte Projekt des großen Zürcher Juristen bleibt eine der

fruchtbarsten Arbeitshypothesen, deren sich die Erbauer eines künftigen Europas bedienen können.

Auch im 20. Jahrhundert ist während der dreißiger Jahre von der Schweiz die erste Bewegung eines europäischen Föderalismus ausgegangen: die Europa-Union. Auf ihre Einladung hin versammelten sich nach Kriegsende (September 1946) in Hertenstein die Vertreter der Widerstandsbewegungen mehrerer Länder, um eine Erklärung zu unterzeichnen, die als Basis für die Gründung der UEF (*Union Europäischer Föderalisten*) dient. Sie besteht aus etwa zwanzig nationalen Bewegungen mit mehr als 100.000 Mitgliedern. Der erste Kongreß fand im September 1947 in Montreux statt, und man kann dieses Datum ruhig als den Ausgangspunkt der europäisch-politischen Aktion betrachten. In der Tat wurde auf diesem Kongreß von Montreux die Idee entwickelt, die „Europäischen Generalstände“ einzuberufen. Ein Jahr später, im Mai 1948, versammelte sich darauf der Europäische Kongreß in Den Haag. In Den Haag nimmt die *Europäische Bewegung* ihren Ausgang, die in neun Monaten die Gründung des *Europarates* erreicht. Der Impuls ist gegeben, die öffentliche Meinung erweckt, die Staatsmänner fühlen es, und der Rest folgt automatisch: Schuman-Plan, Montanunion, der gescheiterte Versuch einer europäischen Verteidigungsgemeinschaft, dann die erfolgreiche Gründung des Gemeinsamen Marktes und die Antwort der EFTA. Mit dem Aufblühen der europäischen Wirtschaft wird auch die Diskussion weitergeführt, auf welche Art die politische Vereinigung Europas organisiert werden soll.

In diesem kurzen geschichtlichen Überblick dürfen die kulturellen Aspekte der Bewegung und die Rolle, die die Schweizer darin spielen, nicht vergessen werden. Der Kongreß von Den Haag hatte die Gründung eines europäischen Kulturzentrums vorgeschlagen. Dieses wurde sofort in Genf gegründet und berief im Dezember 1949 eine große Konferenz ein. Auf diese Konferenz und auf die Tätigkeit der Montanunion gehen zurück: das europäische Laboratorium für Kernforschung (CERN) in Genf, ebenfalls in Genf die europäische Kulturstiftung (heute in Amsterdam), eine Reihe von Initiativen für die Zusammenarbeit von Universitätsinstituten, Verlegern, Erziehern, Historikern, Spezialisten überseeischer Kulturen, Musikfestivals und so weiter. Der erste europäische Lehrstuhl wird 1957 an der Universität von Lausanne errichtet. Eine europäische Kulturkonferenz tagt 1964 in Basel unter dem Patronat des Bundesrates und behandelt das Thema „Europa und die Welt“.

So scheint die europäische Idee sowohl ihre beste Atmosphäre als auch ihr Modell in der Schweiz gefunden zu haben. Rousseau, Vattel, Constant, Müller, aber auch Jacob Burckhardt, Robert de Traz (Autor des Buches „Der Geist von Genf“) und Gonzague de Reynold („Das Werden Europas“), sie alle verdienen einen hervorragenden Platz in der Anthologie der europäischen Idee. Ebenfalls in der Schweiz veröffentlicht im Jahr 1836 Mazzini sein Manifest und die Zeitung des *Jungen Europas*. Auch der Begründer der paneuropäischen Bewegung, Graf Coudenhove-Kalergi, etabliert sein Hauptquartier in der Schweiz. In Zürich hält 1946 Churchill seine große Rede über Europa, und im selben Jahr findet in Genf die erste internationale Begegnung mit dem Thema „Der europäische Geist“ statt. — Ich habe schon auf den viel zuwenig bekannten Zusammenhang verwiesen, der von Hertenstein über die Kongresse von Montreux und Den Haag bis zum Europarat in Straßburg reicht. Und von Straßburg geht der große Komplex der unaufhaltsamen europäischen Bewegungen aus.

All das wurde ermöglicht durch die Arbeit einiger unternehmungslustiger Schweizer und durch die ideale Schweiz, die auch „europäischer Mikrokosmos“ genannt wird. Aber was hat während der gleichen Zeit die offizielle Schweiz getan, und was dachten sich dabei die Durchschnittsschweizer?

#### Gründe der schweizerischen Zurückhaltung

Vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis ungefähr 1960 waren unsere Behörden und unsere Presse in ihrer Gesamtheit den europäischen Plänen gegenüber zumindest reserviert, und das Volk ist es zweifellos auch noch heute. Die Skepsis war allgemein, und da man in der Politik meist die Vorurteile der Mehrheit für realistisch hält, galten die Projekte einer Vereinigung Europas allgemein für Hirngespinnste. „Gefährlicher Idealismus! Verrat unserer alten Bräuche! Verlorene Mühe! Das wird ohnehin nie gelingen!“ Ich erinnere mich noch an eine Diskussion im Februar 1953, in deren Verlauf einer unserer berühmtesten Professoren für Volkswirtschaft bezüglich der Montanunion erklärte: daß erstens dieser Pool nie verwirklicht werden könne und daß er zweitens der Schweiz wegen der Umleitung der Transporte großen Schaden zufügen würde. Drei Tage später überquerte der erste von allen Zöllen befreite Kohlenzug die deutsch-französische

Grenze. Eine Reihe anderer Tatsachen zerstörte nach und nach die eingeborene und fast traditionelle Skepsis, die nicht nur jede schweizerische Initiative zu lähmen schien, sondern auch die Phantasie derer, die unsere öffentliche Meinung bilden. Die Vereinigung Europas erwies sich trotz allem als realisierbar, weil sie nach und nach Wirklichkeit wurde; doch sie überraschte uns, und jeder Schritt, mit dem unsere Regierenden der Geschichte nacheilten und der in den Augen des restlichen Europas immer ein wenig zu spät gemacht wurde, erschien unseren Weisen und unseren Experten immer noch als voreilig. Unser Eintritt in die OEEC wurde von der Presse der deutschen Schweiz mit Mißtrauen begrüßt. Unser Gesuch um Aufnahme in den Gemeinsamen Markt war für einige ein Kanossagang ohne Kniefall, also auch ohne Pardon. Und unser verspäteter Beitritt zum Europarat wurde nie begründet.

Wie heißt doch der zweite Einwand, den ich anführte: „Wenn es trotzdem sein sollte, wäre es schlecht für die Schweiz?“

Vier Gruppen von Argumenten werden von den Gegnern einer Beteiligung der Schweiz angeführt. Ich werde sie im folgenden zusammenfassen und darauf antworten:

*Politische Argumente:* Die Neutralität bildet nach wie vor die Basis unserer Unabhängigkeit und den „Fixstern, nach dem sich die Außenpolitik des Bundes ausrichten muß“. Ein Beitritt zu einem europäischen Bund würde diese Neutralität verletzen. Die Schweiz würde von einer fremden Macht Befehle erhalten und könnte nicht mehr dieselbe Rolle spielen, die sie auf philanthropischem Gebiet (Rotes Kreuz) und auf diplomatischer Ebene (Vertretung der Interessen anderer Länder im Kriegsfall) öfter als andere Staaten gespielt hat. Es kann also nicht in ihrem Interesse liegen, bezüglich einer Vereinigung Europas auf politischer Ebene irgendeine Initiative zu ergreifen. Sie würde damit nur ihr internationales Prestige verlieren und jene besondere Originalität, die sie von den 127 Nationen der heutigen Welt noch unterscheidet.

*Antwort:* Die schweizerische Neutralität wurde „im Interesse ganz Europas“ garantiert. Heute ist aber die *Vereinigung* im Interesse aller Völker Europas. Wenn die Neutralität ein Hindernis auf dem Wege zur Vereinigung ist, dann muß man sie revidieren, wie es die Schweizer wiederholt gemacht haben, seit sie im 16. Jahrhundert durch die besonderen Umstände ihrer Innenpolitik dazu gezwungen wurden, sich von den militärischen Auseinandersetzungen der Großmächte zurückzuziehen. Sie würde Gefahr laufen, ihre besondere Mission zu

verraten, wenn sie ihren besonderen Status den europäischen Anforderungen entgegenstellte. Es wäre, als ob die Waldstätte beschlossen hätten, allen Fremden den Zugang zum Gotthardpaß zu verbieten mit der Begründung, daß sie beauftragt wären, den Paß zu schützen. Die schweizerische Neutralität ist kein Dogma. Sie ist nie etwas anderes gewesen als ein politisches Mittel im Dienste unserer Unabhängigkeit. Sie wurde nie durch die Verfassung bestätigt. „Sie ist kein integraler Bestandteil der Eidgenossenschaft.“<sup>5</sup> Es ist eine „Illusion“, zu glauben, daß man dem Gemeinsamen Markt beitreten, sich aber gleichzeitig aus den politischen Konsequenzen heraushalten könne.<sup>6</sup> „Die heutige wirtschaftliche, politische und militärische internationale Lage hat den Sinn und die Bedeutung unserer Neutralität völlig verändert.“<sup>7</sup> Die Neutralität ist in verschiedener Hinsicht ein überflüssiges Anhängsel geworden. Die Schweiz muß also versuchen, „ohne Vorbehalt und mit allen Konsequenzen“ am Aufbau eines vereinten Europas mitzuarbeiten. Sonst wird sich das Europa, das sich ohne sie vereinigen wird, vielleicht gegen sie vereinigen — das heißt gegen ihren Charakter. Und dabei hätten wir das Recht verloren, an dem viele von uns am meisten hängen: das Recht, uns zu beklagen.

Wobei man hinzufügen könnte: 1. Daß, wenn unsere Neutralität uns zwar in die Lage versetzt hat, das Rote Kreuz in den Dienst kriegsführender Mächte in Europa zu stellen, und die schweizerische Diplomatie während des Algerienkrieges vermittelt hat, ein vereinigtes Europa vielleicht fähig wäre, solche Krisen zu verhüten; ganz bestimmt sind aber die Möglichkeiten, daß sie wieder ausbrechen, in Zukunft geringer. 2. Daß die schweizerische Neutralität, indem sie bis zum Tabu dogmatisiert wird — wer es nur wagt, sie in Frage zu stellen, ist ein Verräter —, heute nicht mehr die gleiche Zielsetzung hat. Sie ist aus der Geschichte entstanden und stellt heute keineswegs mehr das dar, was die Großmächte 1815 garantierten. Es ist zum Beispiel absurd und stellt geradezu einen Staatsstreich gegen unseren Neutralitätsstatus dar, wenn man erklären will, daß die Schweiz auch etwa in einem Konflikt zwischen Europa einerseits und der Sowjetunion oder China andererseits neutral bleiben müßte. Denn die Schweiz ist ein Teil Europas, ob sie es will oder nicht. Und zwischen Europa und seinen Feinden neutral bleiben zu wollen, würde heißen, daß wir zwischen unseren Feinden und uns selbst neutral bleiben wollen. Neutral zwischen der Feuerwehr und dem Brand, zwischen dem Bazillus und der Krankheit! Man kann sich schlecht vorstellen, welche philan-

thropischen Argumente diesen reinen Tatsachen gegenübergestellt werden könnten.

*Verfassungsmäßige Argumente:* Wenn die Schweiz einer internationalen Organisation beitrete, müßte der Bund Entscheidungen fällen, die bis jetzt den Kantonen vorbehalten waren. Das Niederlassungsrecht, das Arbeitsrecht, die Finanzordnung müßten alle den neuen europäischen Bedingungen angepaßt werden. Das wäre nicht nur verfassungswidrig, sondern würde das Ende unseres Föderalismus bedeuten, erklären zahlreiche Politiker und Journalisten.

*Antwort:* Professor Paul Guggenheim hat in großartiger Weise dargelegt, daß der Beitritt der Schweiz zu einem vereinten Europa oder zu dem Gemeinsamen Markt keine Verletzung unserer Verfassung darstellen würde. Wenn die Schweiz, sagt Guggenheim, sich weigert, dem Gemeinsamen Markt ohne Vorbehalt beizutreten, so kann sie diese Weigerung weder mit juristischen Gründen motivieren noch durch solche der direkten Demokratie, sondern sie kann einzig und allein politische Argumente vorbringen.<sup>8</sup> Und das verweist uns wieder auf die schon angeführten politischen Argumente.

*Wirtschaftliche Argumente:* Die Schweiz war bisher erfolgreich, ohne ihre Wirtschaft einer internationalen Organisation zu unterstellen. Sie möchte auch ihre Handelsbeziehungen mit der außereuropäischen Welt frei gestalten können. Mit dem Beitritt zum Gemeinsamen Markt zum Beispiel würde sie zahlreiche Vorteile, vor allem auf dem Gebiet des Bankwesens, aufgeben, und außerdem wäre ihre Landwirtschaft schwer bedroht. Der Beitritt zum Gemeinsamen Markt würde keine Vorteile bringen.

*Antwort:* Die Schweiz liegt im Herzen des Gemeinsamen Marktes. Den größten Teil ihres Handels wickelt sie nicht mit dem Rest der Welt ab, sondern mit den sechs Mitgliedstaaten. Die Zahlen sind bekannt. Im Mai 1963 zum Beispiel kamen unsere Einfuhren zu 65,3 Prozent aus dem Gemeinsamen Markt, 13,4 Prozent kamen aus den EFTA-Staaten und 21,3 Prozent aus der restlichen Welt. Von unseren Ausfuhren gingen zwei Drittel in europäische Staaten. Es trifft zu, daß während dieses Monats unsere Handelsbilanz mit Europa ein Defizit von 447 Millionen aufwies, während sie im Verkehr mit den übrigen Staaten einen Überschuß von 51 Millionen ergab. Aber man muß gestehen, daß solche Zahlen weder genügen, um unsere Weigerung, dem Gemeinsamen Markt beizutreten noch übrigens unsere Teilnahme an der EFTA zu rechtfertigen. Die Schweiz ist so wenig unabhängig von Europa, daß die Einwanderung von Arbeitskräften,

die zur Entwicklung unserer Industrie notwendig waren, von 90.000 Personen im Jahre 1950 auf 800.000 im Jahre 1964 gestiegen ist. Was bedeuten in Zeiten einer solchen Konjunktur die Träume unserer Bundesexperten, die es zwar nicht wagen, eine unmögliche Autarkie zu predigen, die aber doch behaupten, die Schweiz könne ganz allein bestehen und sich im Notfall auch ganz allein verteidigen? Wir sind nicht mehr in der Zeit von Morgarten. Morgensterne, Steigeisen und wilde Entschlossenheit werden nicht mehr wie einst genügen, um einem vereinten Europa gegenüberzutreten — vereint ohne uns und trotz uns.

*Traditionalistische Argumente:* Die Vertreter der Industrie und manchmal auch der Kultur sehen in den Plänen für ein vereintes Europa eine „Vereinigungspolitik, deren Ziel es ist, die Völker Europas zu vermischen, um nach und nach die nationalen Charakteristika zu eliminieren und sie durch ein europäisches Nationalbewußtsein zu ersetzen“, wie sich am 3. Mai 1962 M. Homberger, Direktor des Schweizerischen Handels- und Industrievororts, ausdrückte.

*Antwort:* Es ist klar, daß ein „ein und unteilbares“ Europa eine Katastrophe für die Schweiz darstellen würde. Aber im Grund wird ein solches Europa von niemandem vorgeschlagen. Es ist aber auch ebenso klar, daß ein föderalistisches Europa, das seine Mannigfaltigkeiten so eifersüchtig hüten würde wie wir die unseren, sich mit der Tradition vereinbaren ließe. Aber wird ein solches Europa entstehen? Das hängt auch von uns ab. Es ist an uns, in den Räten, in denen heute das zukünftige Europa geschmiedet wird, die Vorteile der föderalistischen Struktur zu verkünden. Wenn man ihre Vorteile für sich selbst behalten möchte, ist man auf dem besten Weg, sie zu verlieren.

Es stimmt im übrigen auch nicht, daß ein vereintes Europa unsere nationalen Eigenarten bedrohen würde. Der schweizerische Bund hat seit 1848 unsere kantonalen Eigenarten nicht verwischen können. Und es ist zumindest eigenartig, daß ein Wortführer der schweizerischen Industriellen die „Vereinigungspolitik“ anklagt, „die Völker Europas vermischen zu wollen“. Ich habe soeben die Einwanderung von Fremdarbeitern erwähnt. Es ist nicht der Gemeinsame Markt, der sie uns aufzwingt, sondern die Expansion der schweizerischen Industrie, für deren Schicksal der Autor der erwähnten Erklärung ebenfalls verantwortlich ist. Wenn er wirklich glaubt, daß die Vermischung der Völker eine große Gefahr für sein Land darstellt, dann hat er nicht das Recht, zu behaupten, daß wir nicht dem Gemeinsamen Markt beitreten dürften, sondern dann hat er die Pflicht, die Expansion der

Schweizer Industrie zu bremsen. Denn sie bewirkt diesen „Schaden“, wenn es einer ist.

Aber das geht viel weiter. Die typischen Eigenarten dieses Landes haben sich mit den Zeiten verändert, vor allem durch die Technik, die ja nicht als ein Produkt einer Vereinigung Europas entstanden ist. Heute noch bewirkt die Erwähnung der Schweiz im Ausland die Vorstellung von Kühen und Hirten, Käse, Jodlern und fetten Weiden. In Wirklichkeit besteht aber diese „nationale Eigenart“ schon lange nicht mehr. Schon im Jahre 1900 lebte nur noch ein Drittel der Schweizer von der Landwirtschaft. 1964 waren es kaum 10 Prozent. Man kann das zwar bedauern, aber nicht bestreiten. Man muß sogar fürchten, daß der lebendige Kontakt mit den Traditionen der Schweiz schon heute für die Bewohner unserer großen Städte kaum noch besteht, für die Einwohner der Megalopolis, die sich bald in der ganzen Ebene zwischen Genf und Romanshorn ausgebreitet haben wird, wahrscheinlich überhaupt nicht mehr möglich ist. Ob die Schweiz dem Gemeinsamen Markt beitrifft oder nicht, wird daran nichts ändern. (Es sei denn, unsere Isolierung bringt eine Rückkehr zu der natürlichen Armut des Landes mit sich.) Es handelt sich nicht darum, die Schweiz von Morgarten, von Marignano, des 18. Jahrhunderts oder von 1848 zu retten, sondern die wirkliche Schweiz des 20. Jahrhunderts. Die Weigerung, an einem vereinten Europa mitzuarbeiten, unter dem Vorwand, schon verlorene nationale Eigenarten retten zu wollen, bedeutet, daß man sich im Namen eines vergangenen Mythos weigert, die heutige wirkliche Schweiz zu retten. Im Namen einer blinden Vorsicht und unter dem Vorwand einer Unabhängigkeit, für die unser Volk sowenig wie ein anderes, einen übertriebenen Preis zu zahlen bereit ist, begibt man sich in ein ungewisses Abenteuer.

### *Selbstbremsung des Föderalismus*

Das sind die Standpunkte der Diskussion, die über die europäische Idee in der Schweiz geführt wird, und man erkennt leicht, daß eine gewisse Befangenheit beide Seiten daran hindert, die Argumente wirklich auszuschöpfen und den Dingen auf den Grund zu gehen. Sie erklärt sich vielleicht teilweise mit unseren sehr föderalistischen Bräuchen der kalkulierten Toleranz und eines Empirismus, die voraussetzen, daß man seine Meinung nicht rücksichtslos durchsetzt und daß

man sich nicht von einer logischen oder politischen Rede mitreißen läßt, was einen in den Verdacht bringen würde, nicht realistisch, das heißt wenig schweizerisch zu sein. Aber ich glaube, daß noch zwei andere Gründe mitspielen. Jene, die so laut auf unsere Traditionen pochen, sind sich bewußt, daß jedermann weiß, daß es sich um die Verteidigung von Interessen handelt und daß für unsere „seriösen“ Industriellen die Sorge um die Erhaltung oder die Erhöhung der Umsätze den ganzen Lebenszweck ausmacht. Und die Verteidiger eines vereinten Europas wissen ihrerseits ganz genau, daß sie kaum Erfolg haben werden, wenn sie die Aufgabe der Neutralität verlangen: denn eine solche Forderung kommt in der modernen Schweiz einer Majestätsbeleidigung gleich. Niemand schreit also allzu laut, und das ist vielleicht gut so. Aber unser Volk versteht offenbar nicht, was auf dem Spiele steht.

Ich meinerseits gehe weder mit jenen einig, die im Namen unserer Neutralität ein vereintes Europa ablehnen, noch mit jenen (welche übrigens viel seltener sind), die verlangen, daß die Schweiz bedingungslos auf jede Art Neutralität verzichten soll. Mein Ideal — meine Utopie — ist, daß die Schweiz eines Tages einer europäischen Union beitrifft, die nach föderalistischem Prinzip organisiert ist und die auf den Krieg als politisches Mittel verzichtet. Ein solches Europa würde seinerseits all das übernehmen, was in der Neutralität einer Föderation gültig und sogar unbedingt notwendig bleibt. *Es besteht nicht die geringste Chance, daß man uns das anbietet, wenn wir Schweizer es nicht vorschlagen.* Aber bestehen Chancen, daß wir es vorschlagen?

Die ganze Diskussion über die europäische Idee in unserer Presse scheint sich um die Verteidigung der besonderen Interessen der Schweiz zu drehen. Auf diesem Gebiet kann ich nicht mit der Mehrheit übereinstimmen. Gewiß glaube auch ich, daß allein ein föderiertes Europa auf lange Sicht unsere Interessen und unsere Mannigfaltigkeiten retten und erhalten könnte und daß es gefährlich utopisch wird, wenn man diskutiert, als ob es möglich wäre, unser Heil auf die Dauer von jenem Gesamteuropas zu trennen. Aber selbst wenn ich mich in diesem Punkt irrte, so bliebe immer noch die andere Seite des Problems: unsere Verantwortung in Europa als Schweizer und als Staat, der sich seine Daseinsberechtigung bewahren will. Es geht darum, zu wissen und zu sagen, was wir beizutragen, nicht nur, was wir zu retten haben; was Europa mit Recht von einer Schweiz erwarten darf, die einen Teil seiner Gemeinschaft bildet und davon profitiert, und nicht nur, was wir von der Aktivität der anderen befürchten.



Im geographischen und historischen Herzen des europäischen Kontinents haben wir mehr hervorgebracht als die Erfindung dieser benötigten Neutralität, die anfangs ja nur eine geduldete Notwendigkeit war und erst im Lauf des 19. Jahrhunderts zu einer Tugend erklärt wurde. Wir haben den Aufbau unseres Föderalismus erreicht! Er unterscheidet sich von der Neutralität darin, daß er wirklich ein Teil des innersten Wesens unseres Staates bildet. Er ist unsere größte Leistung. Er verpflichtet uns. Und ihm sind wir es in Zukunft schuldig, gewisse Initiativen zu ergreifen.

Den auf europäischer Ebene vorgeschlagenen zwei extremen Lösungen — der Vereinigung die Vaterländer zu opfern oder die Vereinigung den Egoisten, die man als Patriotismus tarnt — muß die Schweiz eine dritte Lösung entgegensetzen, nämlich die föderalistische, die sowohl die Vereinigung als auch die Vaterländer aufrechterhält. Aber ich wiederhole: Wenn die Schweiz selbst nichts vorschlägt, wer wird es dann tun?

Unser Föderalismus ist außerhalb der Schweiz kaum bekannt, während unsere Neutralität nur zu gut bekannt ist. Warum spricht man immer von dieser langweiligen Tugend, von dieser negativen Haltung, wenn wir doch über diese begeisternde und außergewöhnlich positive Erfahrung verfügen, die auf internationaler Ebene großartige Dienste leisten könnte? Warum diese Ängstlichkeit? Die Geschichte wird nicht von Leuten gemacht, die ihre Stellungen verteidigen, sondern von jenen, die neue Stellungen schaffen. Was die Europäer von uns erwarten können, ist nicht ein ermüdendes Exposé über die Gründe unserer Zurückhaltung gegenüber allem, was andere unternehmen, sondern einen Plan für die Vereinigung Europas, der allen Anforderungen entspricht und dem wir „ohne Vorbehalte und mit allen Rechten und Pflichten zustimmen könnten“.

Aber ein Plan bedingt eine entsprechende Politik. Und dagegen wehrt sich die Regierung unseres Bundes mit Vehemenz; nicht weil sie schlecht wäre, sondern im Gegenteil, weil sie sich an alle Lehren der Erfahrung hält, die bis jetzt das Schicksal unseres Landes immer mit Erfolg bestimmt haben. Ich kann dafür ein Beispiel geben, das ich den Zeitungen des 13. April 1964 entnehme.

Ein Genfer Abgeordneter, der den Bundesrat aufgefordert hatte, in großen Zügen einen Bericht über seine Tätigkeit zu geben, erhielt folgende Antwort:

1. „In einem Land wie dem unseren würden Diskussionen über die allgemeinen Linien der Politik Gefahr laufen, ergebnislos zu sein ...

Die Regierung erwartet, daß man sie nach ihren Taten, nicht nach ihren Absichten beurteilt.“ (Was darauf hinausläuft, den Opportunismus und eine Politik der vollendeten Tatsachen zu sanktionieren, mit anderen Worten: eine Politik des „Zu spät, aber ich kann nichts dagegen tun, und versuchen Sie doch, meine Sorgen zu verstehen ...“)

2. „Man kann leicht die Schwierigkeit ermessen, in der sich der Bundesrat befinden würde, wenn er, selbst in großen Zügen, ein politisches Programm für das nächste Jahr oder für die nächsten Jahre entwerfen wollte. Dieses Vorgehen müßte die Situation der Regierung in den Augen des Parlaments und des gesamten Landes schwächen.“

Worauf ein welschschweizerischer Journalist, der diese beinahe ungläubliche Erklärung kommentierte, trocken die Frage stellte: „Wie kann die Aufstellung eines Programms die Regierung in den Augen des Parlaments und des Volkes diskreditieren?“ Und er schloß: „Confusio hominum et providentia dei helvetia regitur.“<sup>49</sup>

Dieses Beispiel enthüllt eine eigenartig widersprüchliche Situation. Ich habe versucht, zu zeigen, warum unser System allem, was man andersorts Politik nennt, widerspricht. Aber diese föderalistische Tugend entpuppt sich heute als eine Bremse für jede Initiative, die imstande wäre, unsere föderalistische Ordnung durch ihre Übertragung auf ganz Europa zu retten. Hier finden wir eine der Eleaten würdige Sackgasse, ein logisch unlösbares Problem: Wie verhilft man der Bescheidenheit zum Erfolg?

Da die Schweiz sich weigert, zugunsten ihrer eigenen Formel zu sprechen, bleibt nur die Hoffnung, daß die Tatsachen so für sich sprechen, daß sie diese unheilbare Stummheit übertönen.

#### Elemente föderalistischer Möglichkeiten

Die heutige Wissenschaft zeigt uns ein Universum, das sich ständig zu immer komplexeren Ordnungen und Organisationsformen hin entwickelt. Die totalitären Regime, die alles gleichmachen wollen, sind in dieser Beziehung rückläufig. Dagegen hat die Schweiz auf dem Gebiet der Komplexität niemanden zu fürchten. Im folgenden zähle ich einige Gründe auf, die mich an die Zukunft der schweizerischen Ordnung glauben lassen.

1. Die Welt von morgen wird in bezug auf die räumlichen Entfernungen immer kleiner und von einem immer engeren und viel-

fältigeren Netz von Beziehungen zusammengehalten. Die Begriffe der logischen Abfolge und der räumlichen Trennung verschiedener Elemente, gestern noch für die Ordnung der Dinge und der Staaten entscheidend, werden immer mehr den Begriffen Wechselwirkung und Gleichzeitigkeit weichen müssen.

Entfernungen werden entwertet oder aufgehoben. Die Verbindungen sind schneller und sogar zeitlos. Eine immer umfangreichere Vermischung und gegenseitige Durchdringung der Rassen, sozialen Gruppen und Nationalitäten greift um sich. Ein planetarischer Hör- und Sehfunk wird mit einem Taschenempfänger von jedem Individuum überall empfangen werden können. Zwei- und Dreisprachigkeit werden die Regel sein, Berufe werden gewechselt und kumuliert, man besitzt verschiedene Wohnorte, und ein weltweites Nomadentum breitet sich aus . . .

In einer solchen Welt spielen die flächenmäßigen Dimensionen eines Staates eine immer kleinere Rolle, während seine kulturellen Leistungen immer bedeutender werden, da nur sie als entscheidende Eigenart wahrgenommen werden. Mit anderen Worten: das Bruttogewicht des Ganzen wird weniger wichtig sein als das spezifische Gewicht eines Volkes. Die Grenzen werden kaum noch wahrgenommen, während die Gebiete, die Energien aller Art speichern oder ausstrahlen, neue Landkarten schaffen, ähnlich den mittelalterlichen Hafengebühren, nur um viele Grade komplizierter.

Man kann sich vorstellen, daß politische Körper von einer sehr komplexen Struktur und Gemeinwesen, in denen die Kultur eine große Rolle spielt, in einer solchen Welt die hervorstechendsten Realitäten darstellen. Sie werden am besten dazu geeignet sein, eine Vielzahl von verschiedenen Gruppen aufzunehmen und sie in einer geistigen und räumlichen Koexistenz zu pflegen und zu erhalten, ohne sie aber zu verwirren oder gleichschalten zu wollen. Die Identität eines Volkes oder eines Gemeinwesens wird nicht mehr von Geometern, Zollschranken und strikten Verwaltungsakten einer Hauptstadt definiert werden, sondern durch ähnliche Eigenschaften, wie sie die chemischen Körper und Verbindungen auszeichnen, und durch Strukturtypen von politischen und sozialen Beziehungen. (All das ist für einen Geist des 19. Jahrhunderts kaum greifbar und abstrakte Logik, aber leicht zu erfassen und durchaus natürlich für Generationen, die durch die Technologie gebildet wurden.) Damit sind der Vorteil und der Vorsprung eines Gemeinwesens vom schweizerischen Typ gegenüber größeren politischen Einheiten gegeben, die eher durch

ihren Rahmen zusammengehalten werden als durch eine von innen gewachsene Struktur.

2. Die geistige und politische Überlegenheit der kleinen Länder über die großen Nationen wurde seit Rousseau immer wieder von allen politischen Denkern der Schweiz betont. So schrieb Jacob Burckhardt: „Der kleine Staat existiert, damit es auf der Welt ein Stück Erde gäbe, auf dem sich die größte Zahl seiner Einwohner der Bürgerrechte im besten Sinn des Wortes erfreuen könne . . . Der kleine Staat besitzt nichts anderes als die wahre und echte Freiheit, mit der er die außerordentlichen Vorteile und selbst die Macht der großen Staaten vollauf kompensiert.“

Alexandre Vinet stellt seinerseits fest, daß die Geschichte der kleinen politischen Gesellschaft „oft imposantere Züge aufweist als die Geschichte der großen Reiche. Sie ist mehr die Geschichte der Freiheit“.

Der große Rechtslehrer Max Huber schrieb während des letzten Krieges: „Zu dieser Stunde entscheidet sich unser Schicksal. Die Vorsehung hat uns eine Staatsauffassung anvertraut, deren geschichtliche Bedeutung erst heute in die Augen springt, ein nationales Ideal, das nicht nur für uns, sondern für ganz Europa große Bedeutung hat.“

Zu einer Zeit, da das Nationalitätenprinzip auf der ganzen europäischen Bühne wie eine teuflische Macht vorherrscht, zu einer Zeit, wo gegnerische Zivilisationen sich gegenseitig zerreißen, gereicht es unserem kleinen Staat zur Ehre, daß er ein Staatsideal vertritt, das über den Nationalitäten steht und sie in seinem Schoße vereint.“

Und zur gleichen Zeit schrieb Robert de Traz: „Weil er von der Außenwelt so sehr abhängt, wird der kleine Staat nicht das Opfer — oder nicht so leicht — eines bornierten Fanatismus und selbstgefälliger Ignoranz. Da er nicht über ein Reich verfügt, steht er mit der ganzen Welt in Verbindung.“

Und schließlich Max Frisch: „Unser Vaterland ist der Mensch; auf ihn als erstes muß alle unsere Treue sich richten; darin, daß Vaterland und Humanität einander nicht ausschließen, besteht das große Glück, Sohn eines kleinen Landes zu sein.“

In der Welt von morgen, die eine viel kompliziertere Organisation des öffentlichen Lebens verlangen wird, werden wahrscheinlich die Vorteile des kleinen Staates als Grundstein jeder Föderation große Bedeutung erlangen. Nicht nur auf geistiger, staatsrechtlicher und

politischer Ebene, sondern auch auf den Gebieten der Verwaltung, der Wirtschaft, der Kultur im allgemeinen und der Forschung im besonderen. Henri Bergson hat schon die Beobachtung gemacht, daß der Mensch für kleine Gesellschaftseinheiten geschaffen zu sein scheint. Ich würde noch darüber hinausgehen: Es gibt keine möglichen großen Gesellschaften, denn die echte *Societas* hat aufgehört zu existieren, wenn die *Socii* sich nicht mehr als solche fühlen. Dann werden sie nur mehr zusammengehalten von der Ideologie oder der Staatspolizei, sind aber weder geeint noch eigentlich organisiert.

3. Die Wirkung jeder Planung ist um so größer, je zahlreicher und organischer die ausführenden Stellen in einem gegebenen Rahmen verteilt sind. In den Anfangsstadien der Technik und der industriellen Entwicklung konnte man noch annehmen, daß die geometrischen und einheitlichen Anordnungen des Zentrums die beste Produktion und den wirkungsvollsten Gütertausch garantierten. Man glaubte, damit die Auswüchse und Krisen des Liberalismus bekämpfen zu können, und als „Plan“ verstand man die Gesamtheit dieser Anweisungen, was übrigens eine Begriffsverwirrung zwischen Staatssozialismus, Zentralisation und Planung zur Folge hatte. Aber seit den fünfziger Jahren wird man sich der Notwendigkeit, zu dezentralisieren, große Konzentrationen aufzulösen, immer klarer bewußt und überträgt immer mehr Kompetenzen an regionale Befehlsstellen. Man entdeckt das Prinzip der optimalen Größe einer Organisation, einer Stadt oder eines Landes. . . . Darin liegt das entscheidende Prinzip der modernen Analyse, die einerseits die Möglichkeiten der autonomen Existenz einer Einheit, andererseits die Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit anderen Einheiten untersucht. Das heißt aber, daß man die Methode des echten Föderalismus wiederentdeckt. Die ganze heute erkennbare Entwicklung unserer Gesellschaften geht in diese Richtung.

Eines der bevorzugten Themen der modernen Soziologen ist das Studium regionaler Einheiten und „Metropolen“, welche die wirtschaftlichen Grundeinheiten unter Berücksichtigung der sozialen, kulturellen und geographischen Gegebenheiten darstellen. Die wachsende Entwertung nationaler Grenzen gibt der Dynamik traditioneller oder moderner Gebiete neuen Raum. Schon versucht man, die optimale Bevölkerungszahl eines Gebietes festzulegen, die mehr oder weniger autonom funktionieren könnte. Für Frankreich kam man dabei auf die Zahl von sechs Millionen. Sie stimmt zufällig überein mit der unserer Bevölkerung.

Frage: Wird die Schweiz in zwanzig Jahren für ihre Einrichtungen

nicht zu groß sein? Ich glaube nicht, daß man das befürchten muß, wenn sie weiterhin die Prinzipien des Föderalismus und seine Methoden der Analyse anwendet. Diese zeigen nämlich ganz genau den Moment an, wo die Einrichtungen zur Entwicklung gewisser Aufgaben zu kostspielig werden oder für eine gegebene Einheit zu groß und daher gemeinsam mit benachbarten Einheiten gebaut werden müßten. Nur das übergeordnete Netz bundesstaatlicher Einrichtungen kann die relative Unabhängigkeit einer politischen Einheit garantieren und ihren Einwohnern die besten Chancen sichern, ihre Fähigkeiten ganz zu entfalten.<sup>10</sup>

*Drei Utopien:  
Wegweiser, Nationalpark oder europäischer Bundesdistrikt?*

1. Alle diese Gründe (und einige andere, die ich hier nicht behandeln kann)<sup>11</sup> machen aus der Schweiz eine Art Wegweiser für die europäische Zukunft.

Da sie die politische Organisationsform entwickelt hat, die den Bedingungen der Welt von morgen am besten zu entsprechen scheint, ist sie mehr als jedes andere Land dazu bestimmt, eine wegbereitende Rolle in einem föderalistisch organisierten vereinten Europa zu spielen.

In Zusammenarbeit mit den intellektuellen und politischen Eliten, mit den Kantonen, den größten Städten und den wichtigsten Berufsverbänden, würde sie in großen Zügen das Projekt einer politischen Föderation Europas entwerfen. Dieses Projekt, das natürlich auch die Existenzberechtigung des Schweizer Staates in sich tragen würde, müßte dann den 19 Staaten Westeuropas vorgelegt werden.<sup>12</sup> Es müßte im Namen unseres Ideals und unserer Anwendung des Föderalismus, aber „im Interesse ganz Europas“ vorgelegt werden. Selbst wenn es schließlich nicht akzeptiert würde, hätte es folgende Auswirkungen:

— Das Problem der politischen Ordnung eines zukünftigen Europas würde klar und eindeutig gestellt werden, was bisher weder von den Staaten noch von der schlecht informierten öffentlichen Meinung getan wurde. (Wer weiß wirklich, was Föderalismus bedeutet?)

— Die Schweiz würde endlich von dem immer wiederkehrenden Vorwurf befreit, von den Kriegen, die die anderen ruinieren, zu pro-

fitieren, um sich dann in ihren Wohlstand zurückzuziehen und als Rechtfertigung auf ihre besondere Situation hinzuweisen. Immer natürlich in einem negativen Sinn, obwohl gerade diese Situation doch auch als Verpflichtung aufgefaßt werden könnte, in einem für Gesamteuropa nützlichen Sinn zu wirken. Das wäre in meinen Augen die positive Mission der Schweiz; aber ich habe gezeigt, aus welchen auf den ersten Blick paradox erscheinenden, aber historisch erklär-baren Gründen die Schweiz glaubt, sich weigern zu dürfen. Noch für lange Zeit — und ohne Zweifel für zu lange Zeit, als daß eine Umkehr in nützlicher Frist noch möglich wäre, bevor das europäische Spiel gemacht ist — wird sie sich von allem zurückhalten.

2. Dieses letzte Wort beschwört unweigerlich die Idee herauf, die gesamte Schweiz in eine Art Nationalpark Europas zu verwandeln. Wenn sie sich weigern als Missionare ihres eigenen Föderalismus zu wirken, werden die Schweizer die Rolle von Museumswärtern übernehmen müssen. An Stelle der Programme einer kämpferischen und wirklichkeitsnahen Aktion würden die Touristen am Eingang eines jeden Saales von den Klicsees eines populären Helvetismus empfangen werden: Wilhelm Tell, Vater der ältesten Demokratie; dieses kleine friedliche Volk; dieses Land der Gleichberechtigung, wo die Frau das Wahlrecht zwar nicht besitzt, aber dafür elektrisch kocht; sechs Jahrhunderte Föderalismus; universale Erziehung; Land der Zuflucht (früher für Leute, heute für Kapitalien); Bankgeheimnis und Hotelkomfort; frei, um zu arbeiten, und ewig neutral. Ist die Fata Morgana bezahlt, stellt man alle Kosten für die Geschichte ein. Man erhöht den Milchpreis, um den für das Landschaftsbild notwendigen Bauernstand zu erhalten, überprüft die Anzahl der belegten Betten und Übernachtungen, liefert der ganzen Welt die genaue Zeit und fürchtet im übrigen niemanden.

Dieses übliche Bild einer vergangenen Schweiz brächte nur eine kleine Minderheit von Intellektuellen und Bürgern zum Lachen. Aber es entspricht den geheimen Wünschen des größten Teils meiner Landsleute. Besser: ich glaube, daß es ein fast zu schönes Ideal der modernen Massen symbolisiert, in Europa und anderswo: technischer Komfort in einer schönen Landschaft, gesicherter Friede und keine Geschichte.

Aber es genügt, daß die Geschichte an irgendeinem Ort unseres Planeten weitergeht, um dieses Ideal in eine Utopie zu verwandeln.

Darüber hinaus hat die Wirklichkeit diese helvetische Fiktion bereits hinter sich gelassen. Es ist zu spät, um sie wiederherzustellen, vorausgesetzt, daß sie überhaupt jemals etwas anderes war als ein

Motiv für die Träume der Schweizer, der romantischen Literatur und der Fremdenverkehrswerbung.

3. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten eines schweizerischen Verhaltens, von denen die eine anscheinend verfrüht, die andere aber ganz sicher veraltet ist, bleibt „das schweizerische Unbehagen“ als einzige sichere Möglichkeit. Aber es liegt in der Natur jedes Unbehagens, daß es mehr oder weniger schnell entweder zu einer Gesundung, einer chronischen Krankheit oder zum Tod führt.

Ich vergesse nicht, daß jede Rede von einer anspruchsvolleren Logik ist als die wirkliche Geschichte der Menschen und der Staaten: die Probleme sind klarer zu erkennen, aber sie werden selten gelöst. Es kommt auch vor, daß die Staaten wie die Einzelmenschen an Unglücksfällen sterben. Im allgemeinen geschieht das aus einem Mangel an Aufmerksamkeit, und weil man die einfachsten Ratschläge nicht beachtet hat. Was kann man einer Schweiz, die sich weder ihrer Zukunft noch ihrer Vergangenheit gewachsen zeigt, was kann man ihr raten, was nicht gleichzeitig verfrüht und veraltet oder einfach trügerisch wie eine Beruhigungsspielle wäre?

Es ist ganz sicher, daß Europa eines Tages entstehen wird. Es ist wahrscheinlich, daß das bis 1980 geschieht. Und man bilde sich ja nicht ein, daß es auf einer anderen Basis und nach anderen Regeln als denen eines mehr oder weniger gut verstandenen Föderalismus, vielleicht verbessert, vielleicht verändert, vielleicht neu erfunden, aber unverkennbar vorhanden, entstehen könne — oder es wird kein Europa mehr geben. Auf halbem Weg zwischen der Zeit, zu der ich meine Abschiedsrede an den ersten europäischen Kongreß in Den Haag schrieb, und der Zeit, zu der das vereinte Europa wohl entstanden sein wird, unterbreite ich meinen *vernünftigen Entwurf* einer wahrscheinlichen Zukunft. Hier sind seine einfachen Prinzipien:

*Aus den gleichen Gründen, aus denen eine Föderation durch ein Kollegium und nicht durch einen einzelnen Mann regiert wird, darf ihr Zentrum nicht von einer Hauptstadt, sondern muß von einem Bundesdistrikt gebildet werden.*

*Da die europäische Föderation keine Schöpfung aus dem Nichts ist, sondern das Ende eines langen historischen Prozesses darstellt, der sechs Jahrhunderte gemeinsamer Geschichte unserer Völker mit allen bekannten Unterschieden und Mannigfaltigkeiten umfaßt, darf dieser Bundesdistrikt ebenfalls keine synthetische Schöpfung auf dem Gebiet sein. Man würde übrigens im Europa von 1980 kein solches mehr finden, das groß genug wäre.*

Der Bundesdistrikt müßte im Herzen des Kontinents liegen. In unruhigen Zeiten müßte er leicht zu verteidigen, in Friedenszeiten dagegen leicht zu erreichen sein.

Er könnte nur von einem kleinen Land gebildet werden, das ebenfalls sehr mannigfaltig ist und, wenn möglich, eine föderalistische Tradition aufweisen kann.

Schließlich müßte er sich bereit erklären, sich als Staat allen politischen Kämpfen, die auf kontinentaler Ebene ausgetragen würden, fernzuhalten.

Diese idealen Bedingungen finden sich alle in der Schweiz vereinigt, die übrigens die traditionelle Hüterin jener Werte ist, die von allgemeinem europäischem Interesse sind. So, wie im 13. Jahrhundert die ersten Kantone die Reichsummittelbarkeit erhalten haben, um den Gotthardpaß im Namen der europäischen Gemeinschaft und des Heiligen Römischen Reiches zu verteidigen, so würde heute die Eidgenossenschaft, wenn sie zum europäischen Distrikt gemacht würde, einen eigenen Status erhalten, eine Art föderalistischer Unmittelbarkeit.

Die Behörden der europäischen Föderation hätten ihren Sitz in den großen Städten — Zürich, Genf, Basel —, die alle in 20 Flugminuten erreicht werden können. Bern bliebe der Sitz der Schweizer Regierung.

Diese Behörden stünden unter dem Schutz der Schweizer Armee: sie verfügt über eine Million Soldaten und das Alpenreduit um den Gotthard.

Spezielle Vorschriften müßten erlassen werden, um jede Einmischung der Schweiz in europäische Angelegenheiten zu verhüten.<sup>13</sup>

Die Schweiz, die niemanden beunruhigen würde, könnte also ihren traditionellen nationalen Status beibehalten: Ihre Neutralität, ihre Unverletzlichkeit und ihre Unabhängigkeit von allen fremden Einflüssen müßten feierlich festgestellt werden. Die neuen Motive wären, noch mehr als die alten, „im wahren Interesse ganz Europas“.

Erste voraussehbare Reaktionen: „Ein Staat als Hauptstadt würde den anderen Angst einjagen. Die Schweiz würde dabei ihre Unabhängigkeit und ihren nationalen Charakter verlieren. Man würde damit ganz Europa der Schweiz unterwerfen. Sprechen Sie doch damit in Bern vor, man wird Ihnen einen schönen Empfang bereiten!“, und so weiter.

In allen diesen Argumenten, die sich übrigens oft widersprechen, sehe ich weder Vernunft noch Sinn für Realität. Vergessen wir nicht, daß mein Entwurf einen Mittelweg bedeutet zwischen einer von der

Schweiz ergriffenen Initiative und dem völligen Abseitsstehen, das dieses Land in ein Museum verwandeln würde. Er ist bescheiden und ohne jede Übertreibung.

Hingegen sehe ich aus zahlreichen Gründen schwarz für die Zukunft der Schweiz, wenn sie auf ihrer doppelten Weigerung, zuzumachen und anzutreiben, besteht und sich nicht auf eine dritte Möglichkeit vorbereitet.

Der Durchschnittsschweizer wird über meine „Utopie“ denken, daß alles ganz hübsch sei, daß wir diese Rolle jedoch nicht übernehmen könnten und daß das restliche Europa vielleicht nur darüber lächelt... Das Lachen ist unvermeidlich. Und dann wird die Überlegung, die Entscheidung kommen.

Ich versetze mich in die Haut eines Parisers, eines Wieners oder eines Brüssellers als potentieller oder teilweise schon bestimmter Einwohner einer europäischen Hauptstadt. „Es wäre an der Zeit, daß diese kleinen Schweizer uns mit etwas anderem aufwarten als mit ihren Lektionen. Sie tragen vielleicht ein bißchen dick auf. Zuerst weigerten sie sich, in den europäischen Organisationen mitzumachen, und dann bieten sie sich als ‚Hauptland‘ an. Ihre Hoteliers wären sicher zufrieden. Die europäischen Beamten würden sich in diesem Land der Kühe schnell langweilen. Aber eigentlich — wenn unsere Hauptstadt nicht gewählt wird, könnte man, vor einer anderen Stadt, doch die Schweiz wählen!“ Bei der Wahl geht die Schweiz als erste hervor, auch wenn sie auf jedem Wahlzettel an zweiter Stelle genannt würde.

Ich erwarte gar nicht, daß mein vernünftiger Entwurf von der offiziellen Schweiz ernsthaft diskutiert wird. Also werde ich es an ihrer Stelle tun.

Unsere Politiker weigern sich, ein wie immer geartetes politisches Programm aufzustellen, ja man könnte sagen: sie wehren sich gegen jede Politik, die sich nicht darauf beschränkt, unsere guten Gründe dafür geltend zu machen, daß wir keine Politik haben — und das nennt man in Bern „Zurückhaltung“. Es kann sein, daß diese Haltung die einzige ist, die einem kleinen, pluralistischen und noch dazu neutralen Land zusteht. Kein anderes Projekt könnte ihr besser dienen als das meinige! Es verlangt im Grunde nur eine einzige Initiative, die die Notwendigkeit anderer, weit gefährlicherer Initiativen auf internationaler Ebene aufheben würde. Was würden wir dabei verlieren, wenn wir in gewisser Weise das Gemeingut Europas würden? Einzig die Rechte, deren Anwendung wir uns ohnehin immer selbst

verweigern. Dagegen aber würden wir neue Garantien finden für unsere Neutralität, die durch das Einvernehmen unserer großen Nachbarn immer fraglicher geworden ist. Die Möglichkeiten eines Krieges, die doch bestehen, sind nicht auf nationaler, sondern auf weltweiter Ebene zu suchen. Davon zu träumen, daß man sich heraushalten könne, wäre weder realistisch noch wäre es moralisch vertretbar.

Und jetzt werde ich als Bürger einmal versuchen, mir meine Reaktionen vorzustellen, wenn mir mein eigenes Projekt von einem Ausländer vorgeschlagen würde. Was würde aus meinem Land werden?

Mein erster Gedanke wäre, daß die Schweiz nicht mehr aus Europa herausgehalten würde und sich ohne Hintergedanken an dessen Schicksal beteiligen könnte. Gleichzeitig wäre sie von ganz Europa beschützt. Das große Netz kontinentaler Beziehungen und unsere engen Netze von kantonalen und kommunalen Beziehungen würden ohne Reibung miteinander und übereinander existieren. In Genf kreuzen und durchdringen einander — seit der Gründung des Völkerbundes — das internationale und das lokale Leben ohne Vermischung und Zusammenschluß, da ihre Wellenlängen offenbar eindeutig verschieden sind. Und wenn es eine Ansteckung gibt, dann sicherlich nicht in dem Sinn, in dem ein alter Genfer Bürger sie befürchten könnte. „Nach acht Tagen wird Molotow wie alle anderen die Möwen füttern“, erklärte mir der Polizeichef am Vorabend einer großen internationalen Konferenz. Unser Klima scheint friedlich zu stimmen.

Eine Schweiz, die europäischer Boden geworden ist, wie sie früher einmal Boden des Reiches war, hat auch durchaus keinen Grund, zu befürchten, daß sie von mehr Fremden überflutet würde, als der Tourismus und die Industrie ohnehin schon angezogen haben. Im übrigen würden diese Fremden bald keine mehr sein, wenn sie die große Autostraße einmal verlassen und das echte Land entdecken — jenes, das wir allein zerstören könnten. Sie sind es ja, die unsere Hand oftmals zurückhalten, uns auf etwas hinweisen, die viel empfänglicher sind für die Schönheiten der Natur und die menschliche Güte, die wir nicht mehr erkennen konnten. Die Liebe zu unseren Eigenheiten, unserer Landschaft, unserer Sprache können Europäer aus allen Ländern empfinden, und sie werden dadurch auf eine gewisse Art naturalisiert — in einem kostbaren Augenblick erlebt er ein Nichts, das ihn aber alles empfinden läßt: und von da an hat er verstanden, und alle Bücher, samt diesem hier, können nicht mehr viel dazu beitragen.

Drei Deziliter eines kühlen Weißweins von Lavaux oder Tourbillon und ein Teller durchsichtigen Bündner Fleisches in einer geräumigen

Herberge an einem Seeufer oder im Herzen des Hügellandes. Ein Morgen auf dreitausend Meter Höhe, neben Gletschern, die in der Sonne funkeln, inmitten von Bergweiden mit fetten Pflanzen und kleinen leuchtenden Blumen. Ein Hauptplatz mit roten und ockerfarbigen Häusern, verziert mit barocken Ornamenten. Die weißen Fassaden des Engadins. Die bauerlichen Paläste von Soglio. Die an Sommerabenden beleuchtete Bucht von Genf. Das Frühstück auf einer Hotelterrasse in Montreux im Angesicht der leuchtenden Alpen. Und diese geräumigen Waggonen mit den großen Fenstern, die geräuschlos im Regen zwischen Hügeln, Fabriken, Schlössern und modernen Stadtvierteln dahinfahren. Bahnsteige, wo sich alle Rassen der Welt mit unseren letzten Bauern in einem Duft von Maggisuppe und Brissagozigarren (die Joyce in der Schweiz am meisten liebte) vermischen. Und diese Art, einem vier- oder fünfmal danke zu sagen, wenn man eine Marke kauft; diese Liebenswürdigkeit, die selbst die Amerikaner erstaunt und die der köstliche Beweis einer Zivilisation ist. Und über diese Erscheinungen hinaus, mögen sie freundlich oder rauh sein, sentimental, streng oder verschwenderisch, diese dichte Atmosphäre verschiedener Kulturen, diese lebendige Geschichte aus den verschiedensten Zeiten, vom Kloster bis zum Laboratorium, von Paracelsus bis zur chemischen Industrie, von den Wunderdoktoren in Appenzell bis zum Nobelpreis. Und diese Wissenschaft und Kunst des politischen Zusammenlebens, vom ersten Pakt bis zu den heutigen Bürgermeistern. Und viel Schwerfälligkeit, Schroffheit, und dieser Akzent, der ganz Frankreich zum Lachen bringt (aber durch Grock und Michel Simon), und oft, bei einem Mann aus dem Volk, dieser schöne, wie aus Arvenholz geschnitzte Kopf, wie jener von Ramuz, wie jener eines Patriziers des Geistes, Jacob Burckhardt, die gleichen großen und prüfenden Augen, der beherrschte Blick, der ohne Illusionen den wahren Wert der Dinge mißt.

Ich habe in meinen Büchern von mehr als einem Volk gesprochen, mit dem ich gelebt und das ich innig geliebt habe. Mitteleuropa, die Vereinigten Staaten und vor allem Frankreich. Ich habe eines Tages von Frankreich gesagt, daß es das Land sei, das ich am liebsten kritisiere. Die Schweiz ist das Land, von dem ich mir am meisten wünsche, daß es seinen geheimen Reiz der Zukunft Europas zur Verfügung stelle.

Denn die Schweiz verfügt über ein Geheimnis, oder vielmehr: sie ist dieses Geheimnis. Ich habe lange dazu gebraucht, viele Studien, Reisen und erstaunte Rückkehr, um zu dieser Einsicht zu kommen.

Wird sie sich eines Tages durch Worte oder durch Taten, wenn nicht durch den Schrei, den man von ihr erwartet, ausdrücken können? Hier schlägt das Herz Europas. Hier müßte Europa sich erklären, seinen Pakt beschwören und sich konstituieren. Die Schweiz würde dann in sich selber ihr Schicksal begründen, ihrem innersten Wesen treu, von den Anfängen bis zu ihren höchsten Zielen. Dieser Traum kann morgen schon wahr werden, und er muß es werden, aber kann er es je, wenn wir stumm bleiben? Trotz allem, was uns zurückhält, was uns aber gleichzeitig vorwärtsdrängt und uns verpflichtet, will ich mit Victor Hugo glauben:

*Die Schweiz wird in der Geschichte das letzte Wort haben.*

Aber dazu muß sie es sagen!